



Chef einer Welt voller Magie und Gewalt: Joseph Kony (mit rotem Beret) mit Kindersoldaten seiner Lord's Resistance Army. Friedrich Stark/Imago

Die Geister der Toten jagen die Kinder

Zwei Jungen werden entführt und müssen als Kindersoldaten dienen. Der eine flieht – und wird Pressesprecher am Internationalen Strafgerichtshof. Der andere bleibt – und steht jetzt als mutmasslicher Kriegsverbrecher in Den Haag vor Gericht. Die Geschichte zweier Männer. Teil I/II.

Von Elsbeth Bräuer und Minh Thu Tran, 06.11.2018

21. Mai 2004: Abgefangene Funksprüche

Kommandant:

Wer hat Lukodi angegriffen?

Dominic Ongwen:

Ah, das war ich.

Kommandant:

Wie bitte?

Ongwen:

Das war ich. Over.

Kommandant (lacht):

Ich habe gehört, dass sie mehr als hundert Häuser angezündet haben.

Ongwen:

Genau so ist es passiert.

Kommandant:

Sie haben über fünfzig Menschen getötet.

Ongwen:

Das ist immer noch wenig. Over.

Zwei Opfer, ein Täter

Am Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag, mit seiner blitzenden Glasfassade und nüchternen Strenge, hört man in diesen Tagen zwei Geschichten. Die erste geht so: Als Dominic Ongwen 14 Jahre alt ist, wird er von Rebellen entführt. Sie bringen ihn in ein geheimes Versteck der Lord's Resistance Army. Die LRA will Uganda in einen christlichen Gottesstaat verwandeln. Und, bis es so weit ist, in eine Hölle.

Ongwen wird Kindersoldat, steigt bald auf, wird zum Kommandanten befördert – und zieht raubend und mordend mit seiner Miliz durchs Land. Die Jungen der zerstörten Dörfer zwingt er, sich ihnen anzuschliessen, die Mädchen macht er zu Sexsklavinnen. Er vergewaltigt selbst Zehnjährige und prügelt sie mit Bambusstöcken bis zur Bewusstlosigkeit. Wenn Ongwen seinen Vorgesetzten von den Massakern erzählt, lacht er.



Er ist geblieben: Dominic Ongwen als Mitglieder der LRA.

Die andere Geschichte geht so: Dominic Ongwen wird auf dem Schulweg entführt. Die Lord's Resistance Army zwingt ihn, Abscheuliches zu tun. Ongwen hat panische Angst vor den Geistern, von denen die Kommandanten

reden. Er traut sich nicht wegzulaufen. Wird jemand auf der Flucht erwischt, zerhacken ihn die anderen mit Macheten.

Irgendwann fällt er dem Rebellenführer Joseph Kony auf. Der befördert ihn und gibt ihm eine eigene Brigade. Ongwen, traumatisiert, einer Gehirnwäsche unterzogen, befolgt blind Befehle. Er muss Dörfer überfallen, plündern, versklaven, töten. Er muss gehorchen. Wer sich weigert, stirbt.

Welche der beiden Geschichten ist die richtige? Darüber sitzen seit Dezember 2016 drei Männer in weiss-blauen Roben in Den Haag zu Gericht. Und schon jetzt ist klar: So einen Fall wie diesen hat es vor dem Internationalen Strafgerichtshof (IStGH) noch nie gegeben. Zum ersten Mal steht ein ehemaliger Kindersoldat vor Gericht, zum ersten Mal umfasst ein Fall sieben Anklagepunkte, und zum ersten Mal wird jemand eines Verbrechens bezichtigt, das an ihm selbst begangen wurde: Rekrutierung und Einsatz von Kindersoldaten.

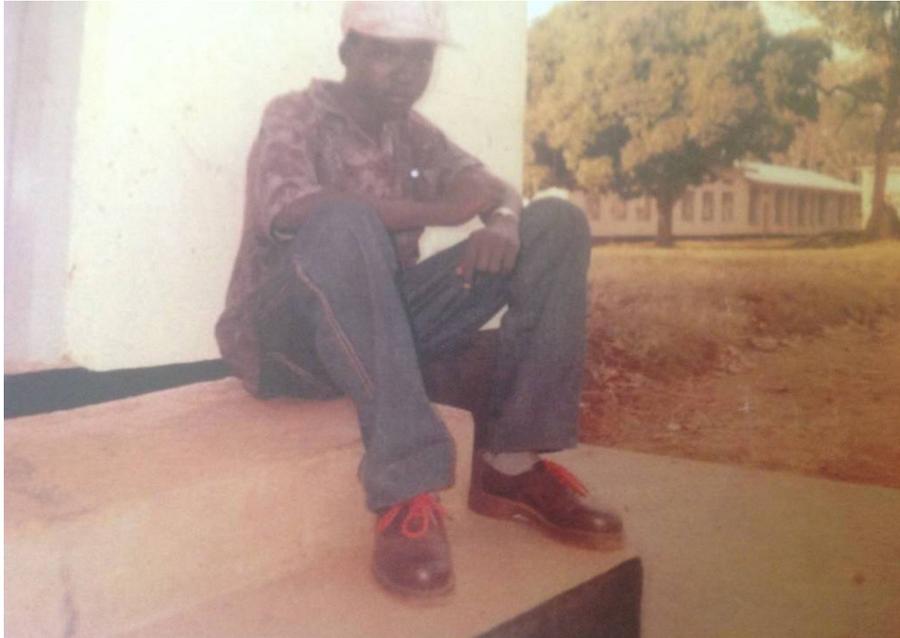
Der Angeklagte folgt dem Prozess aufmerksam. Ongwen sitzt kerzengerade da. Die Haare sind ordentlich kurz rasiert, die schmutzigen Dreadlocks längst verschwunden. Dass er über zwanzig Jahre als Warlord im Busch verbracht hat, sieht man ihm nicht an. Manchmal hat er einen Ausdruck im Gesicht, der schwer zu beschreiben ist: distanziert und interessiert zugleich, manchmal milde erstaunt, vielleicht auch schüchtern, als wäre es ihm peinlich, so im Mittelpunkt zu stehen.

Der andere

Es gibt einen zweiten ehemaligen Kindersoldaten am Internationalen Gerichtshof. Er heisst Jimmy Otim, ist 36 Jahre alt und arbeitet in der Kommunikationsabteilung des IStGH. Otim ist klein, ein Energiebündel, hat einen Oberlippenbart und raschelkurze Haare und ein ausgelassenes Lachen. Dunkle Anzüge, wie am Gerichtshof in Den Haag üblich? Nein, er kommt in wild bedruckten Shirts zur Arbeit.

Seine Kollegen respektieren ihn. Sie wissen, dass er drei Mastertitel hat, unter anderem in Friedens- und Konfliktforschung, dass er sich bestens auskennt im Prozess gegen Dominic Ongwen; sie schätzen, wie respektvoll er die Überlebenden der Massaker behandelt. Aber kaum jemand weiss, dass Otim selbst einmal Kindersoldat war.

Auch er wurde einst gekidnappt von der Lord's Resistance Army. Er hat das alles selbst erlebt: die Märsche durch den Busch und die Gehirnwäsche, die brennenden Hütten, die Schreie, die Morde.



Er ist geflohen: Jimmy Otim auf einer Aufnahme aus Kindertagen. zvg

Doch Jimmy Otim konnte fliehen. Dominic Ongwen blieb. Der eine machte Karriere beim Internationalen Strafgerichtshof, der andere bei der LRA. Heute arbeitet der eine für das Gericht, das über den anderen urteilen soll.

Das Massaker

Manchmal, so erzählt man es sich in Lukodi, hört man nachts Schritte, schwere Soldatenstiefel. Aber wenn die Anwohner dann die Türen ihrer Lehmhütten öffnen und hinausschauen, ist dort niemand.

An anderen Tagen fahren die Geister der Toten in die Kinder, schreiend laufen sie dann im Klassenzimmer umher und ziehen sich aus wie von Sinnen, und die Lehrer müssen dann rasch einen Priester rufen, dem es nur mit viel Weihwasser und stundenlangen Gebeten gelingt, die Geister der Ermordeten wieder zu verscheuchen.

Lukodi, im Norden Ugandas, ist eine weite Grasebene. Niedriges Gras, vereinzelt Mangobäume, die Lehmhütten sind rund und haben Dächer aus Elefantengras. Eigentlich ist Regenzeit, aber geregnet hat es in den letzten Tagen nie. Schon am Vormittag hat es über dreissig Grad.

19. Mai 2018. Es ist auf den Tag 14 Jahre her, dass im Massaker von Lukodi sechzig Menschen ermordet wurden. Zur Gedenkfeier sind Überlebende und Angehörige gekommen, kirchliche Würdenträger und Mitarbeiter von NGOs. Gerade hat der Erzbischof eine Rede gehalten. Auf dem steinernen Gedenkkreuz trocknet das Weihwasser.



Trauer in Lukodi: Angehörige gedenken der Opfer. Peter Bauza



Wohnhäuser in Lukodi. Elsbeth Bräuer und Minh Thu Tran



Die Musik spielt zum Gedenkmarsch. Elsbeth Bräuer und Minh Thu Tran

Audio

Grace*, 31, steht allein in der Menge. Wie die Frauen um sie herum trägt auch sie Perlenkette und ein buntes Festtagskleid. Eigentlich traute sie sich in letzter Zeit nicht mehr auf solche Massenveranstaltungen. Bloss keine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Aber diesmal war es ihr wichtig, zur Gedenkfeier zu kommen.

Schüchtern spricht sie uns an und führt uns zum Gespräch hinter die Siedlung, weg vom Trubel. Hier wächst das Gras hoch, und die Mangobäume stehen dicht an dicht. Auf dem Boden liegt Fallobst, es riecht süßlich, faulig. Immer wieder schwirren Fliegen um Grace herum. Sie scheucht sie nicht weg, beim Erzählen schaut sie zu Boden.

Am Tag, als die Rebellen kommen, braut Grace gerade Bier. Sie ist damals 18 Jahre alt und wohnt zusammen mit ihren Eltern und ihrem Bruder in einer Lehmhütte. Ihre Tochter Maria ist soeben drei geworden. Lukodi ist ein Flüchtlingscamp mit übervollen Latrinen, wenig Platz und viel Hoffnungslosigkeit. 7000 Menschen haben hier Zuflucht vor dem Bürgerkrieg gefunden.

Als sich herumspricht, dass Soldaten einen Rebellen aufgegriffen haben, lässt Grace ihr Bier stehen. Sie geht hinüber zum Versammlungsplatz in der Mitte des Ortes, wo er verhört wird, sie reiht sich unter die Zuhörer.

Da fallen die ersten Schüsse.

Die Rebellen kommen von Osten, sie schreien und toben und schwingen Macheten, wie Verrückte sehen sie aus, schon sind sie im Lager, feuern in die Hütten, setzen Fliehenden nach, stecken Häuser in Brand, nicht lange, da brennt das halbe Lager. Einige der Angreifer schlachten Ziegen inmitten des Infernos. Andere sperren die Menschen in ihren Hütten ein, ehe sie die Strohdächer anzünden. Unter einer Gruppe von Mangobäumen werden Männer zusammengetrieben. In Lukodi bricht Panik aus. Grace rennt nach Hause.

Sie schlägt die Tür hinter sich zu und verriegelt sie. Ihr Vater und ihr Bruder haben sich im Wohnzimmer versteckt, Grace schnappt ihr Kind, rennt ins Schlafzimmer, kauert sich auf den Boden, ihre Tochter Maria im Arm. Da kracht plötzlich die Hütte zusammen, Wände stürzen ein, die Tür fällt auf Grace und Maria. Das Dach fängt Feuer.

Grace kann sich und Maria aus dem rauchenden Schutt befreien. Die Rebellen zerren sie mit, Grace soll Raubgut tragen. «Ich kann nicht gehen», sagt sie, «mein Kind ist hier. Lasst mich mein Kind mitnehmen.» Die Männer schiessen auf ihren Vater und die Brüder. Und als Grace schreit, nehmen sie ihr Maria weg und werfen sie in die brennende Hütte.



Ort der Verwüstung: Ein Flüchtlingslager im Norden Ugandas nach einem Angriff der Lord's Resistance Army (2004), es gab mehr als 200 Tote. Stephen Morrisson/EPA/Keystone

Die Rebellen verschleppen Grace. Im Busch trifft sie auf Dominic Ongwen. Er trägt Tarnkleidung und eine grüne Armeekappe auf dem Kopf. Seine Soldaten begrüsst er ausgelassen, sichtlich zufrieden. In der Mitte des Lagers wird die

Beute aufgehäuft: 3 Maschinengewehre, 60 Magazine, 20 Paar Gummistiefel, 25 Uniformen. Und: Frauen. Gemeinsam mit anderen Kommandanten befiehlt er ihnen, sich im Kreis auf den Boden zu setzen. Von allen Frauen richtet sich die Aufmerksamkeit plötzlich auf Grace, genauer gesagt: auf ihre Frisur. Ihre Haare trägt sie geflochten. Ongwen wird argwöhnisch: Nur die Frauen von Regierungssoldaten haben solche Frisuren. «Nein, mein Mann ist kein Soldat», sagt Grace, verzweifelt.

Ongwen stellt sich hinter sie. Aus dem Augenwinkel sieht sie, wie er sich ein Gewehr mit Bajonett geben lässt. Plötzlich fährt ihr etwas in den Rücken.

«Sag uns die Wahrheit!», schreit er sie an.

Grace blutet am Rücken, sie fleht ihn an, sagt wieder und wieder, dass ihr Mann kein Soldat sei.

Ongwen lässt von ihr ab – und übergibt sie zur Strafe nicht einem, sondern zwei Kommandanten. Grace bleibt mehrere Monate im Busch. Die Wunde am Rücken heilt. Als sie endlich fliehen kann, ist sie sechs Wochen schwanger.

Die weisse Ameise

Bevor er Frauen versklavt, Kindersoldaten befehligt, Dörfer niederbrennt, Maschinengewehre abfeuert, ein Anführer der LRA wird, lebt Dominic Ongwen in Coorom, einem Dorf in Norduganda. Aufgeweckt, gut in der Schule, intelligent, stürmisch, so beschreiben ihn jene, die ihn damals kannten. Seine Cousine Lily Atong erinnert sich, wie gern er sang. Oft spielten sie zusammen auf einem nahe gelegenen Hügel, und manchmal, um ihn zu ärgern, nannte sie ihn «Ngwen», weisse Ameise, Termiten. Er ist ein Kind wie alle anderen.

Audio

Als Ongwen zehn ist, bricht in Uganda ein Bürgerkrieg aus, im Norden bilden sich christliche Milizen. Eine davon: die Lord's Resistance Army, sie wird 1987 von Joseph Kony gegründet. Der Norden Ugandas ist noch ärmer als der Rest des Landes, die Menschen fühlen sich benachteiligt. Die LRA propagiert, das ändern zu wollen, dem Stamm der Acholi zu einer Vormachtstellung in Uganda zu verhelfen. Auch deshalb stehen viele lokale Bosse hinter der Miliz. Da wissen viele noch nicht, dass dieser Kampf jahrzehntelang dauern und Norduganda verwüsten wird.



Yoweri Museveni organisierte als Chef der National Resistance Army (NRA) in den 80er-Jahren den Aufstand gegen den damaligen Präsidenten Milton Obote. Im Januar nahmen Musevenis Einheiten die Hauptstadt Kampala ein. William Campbell/Sygma/Getty Images



März 1998: Tausende von Soldaten der ugandischen Armee sind im Norden des Landes stationiert, als Schutz gegen die Rebellen der Lord's Resistance Army, die vom Südsudan aus operiert. Brennan Linsley/AP/Keystone

Ongwen ist gerade auf dem Schulweg, als er den Rebellen in die Hände fällt. Er ist 14 Jahre alt. Vor allem Kinder verschleppt die LRA. Mehr als 20'000 sind es im Lauf der Jahre, mindestens. Sie sind leichter zu manipulieren als Erwachsene. Sie gehorchen. Sie haben keine Wahl.

Ongwen wird der Brigade des gefürchteten Kommandanten Vincent Otti zugeteilt. Die Welt der LRA ist voller Magie und Gewalt. Im Mittelpunkt steht Joseph Kony. Seine Unterstützer verehren ihn als Messias. Er will in Uganda einen christlichen Gottesstaat auf Grundlage der Zehn Gebote errichten – und soll angeblich magische Kräfte besitzen.

Die Kindersoldaten erzählen einander, dass er alles wisse, alles sehe. Dass er ihre Gedanken lesen. Dass er fliegen könne, Visionen habe von den Niederlagen seiner Feinde. Dass er mit dem Heiligen Geist sprechen könne, manchmal «Lakwena» genannt. Wer überleben will, muss gehorchen. Dass Kony einen Hubschrauber nutzt und überall Späher hat, wissen viele nicht.

Auch Ongwen glaube an Konys magische Kräfte, sagt sein Verteidiger. Bevor er zum ersten Mal töten muss, durchläuft er einen Initiationsritus. Ein Priester malt ihm Kreuze mit Shea-Butter auf den Körper, auf Stirn, Brust und Füße. «Von diesem Tag an», sagt der Priester, «gehörst du zu uns. Wenn du fliehst, wird es dir nichts nützen. Wo auch immer deine Füße dich hintragen, du wirst dich verirren. Und wir werden dich finden.» So erzählt es einer von Ongwens Anwälten vor Gericht.

Was passiert, wenn sie dich finden, sieht Ongwen ein paar Tage später, als sie einen Jungen erwischen, der die Flucht gewagt hat. «Tötet ihn!», sagen die Kommandanten zu Ongwen und den anderen. Sie müssen seine Eingeweide herausnehmen, den Darm, die Nieren, alles, und sie an einen Mangobaum hängen. Dann müssen sie sich daruntersetzen und essen.

Der Übersetzer

Am Abend, als er entführt wird, lernt Otim Ethik. Es ist der 22. August 1996, ein Donnerstag. Am nächsten Morgen steht an der Samuel-Baker-Schule eine Prüfung an. Auf dem Gang des Internats erzählt man sich, dass Rebellen in der Nähe seien, aber das erzählt man sich oft. Schon viele Male haben sich Otim und seine Klassenkameraden, alle 14 Jahre alt, deshalb nachts im Gebüsch versteckt, statt im Internat zu schlafen. Aber diesmal haben sie keine Zeit, diesmal lernen sie.

Mitten in der Nacht wachen die Jungs auf. Von draussen hören sie Getrappel, splitterndes Glas, Schreie. Jimmy ist sofort hellwach, denkt: Wir sind erledigt. Er sieht den Lichtkegel der Taschenlampen über die Wände ziehen. Dann fliegt die schwere Metalltür auf. Jimmy Otim erinnert sich, dass sie stanken, die Männer mit den verfilzten Dreadlocks und der zerrissenen Kleidung, nach Schweiß, durchdringend, als hätten sie wochenlang nicht gebadet. Er erinnert sich, dass sie Waffen hatten.

Rennt nicht, rennt nicht, wenn ihr rennt, dann töten wir euch.

Jimmys Mutter hat ihm nicht gesagt, wie er sich in so einer Situation verhalten solle. Andere Eltern sagen ihren Kindern: Schaut die Männer nicht an, haltet den Kopf gesenkt, tut alles, was sie euch sagen. Wenn sie euch fragen: Wollt ihr nach Hause?, dann sagt Nein, weil sie die erschiessen, die Ja sagen. Otim weiss nichts von all dem. Er trägt seinen Schlafanzug. Er glaubt, er wird sterben. Die Rebellen schreien sie an, sie sollen sich etwas anziehen. Mit einem langen Seil bindet man sie an der Hüfte zusammen, in einer langen Reihe, 25 Jungen, 25 Kindersoldaten. Dann stolpern sie in die Nacht hinaus.



Erinnerungen: Jimmy Otim besucht seine ehemalige Schule.
Elsbeth Bräuer und Minh Thu Tran



Aus diesem Schlafsaal wurde Jimmy Otim als Schüler von den Rebellen entführt. Elsbeth Bräuer und Minh Thu Tran

Neun Monate lang ist er im Busch, im Nachhinein sagt er: Sie fühlten sich an wie neun Jahre. Er sagt: Eine Nacht im Busch, eine Stunde im Busch, eine Minute im Busch, das kann man nicht messen. Du hast nichts, nicht einmal das Recht zu atmen.

Die anderen Kinder müssen schießen lernen, Baracken stürmen, Dörfer überfallen. Doch mit Otim haben die Anführer anderes vor. Weil er schon damals gut Englisch spricht, lassen sie ihn Beipackzettel von geplünderten Medikamenten übersetzen, von Antibiotika, Schmerzmitteln, Malaria-tabletten. Er muss BBC und CNN schauen und fasst die Nachrichten für seinen «Lehrer», seinen Vorgesetzten, in Acholi zusammen, der lokalen Sprache. Immer wieder begegnet er der Führungsriege, auch Joseph Kony.

Wenn Otim heute von seiner Zeit in der LRA erzählt, verteidigt er sich in einem fort gegen einen Vorwurf, den ihm niemand macht: Er habe sich zu leicht ködern lassen. Und betont mehrfach, dass er nie, nie geglaubt habe, was ihm die Rebellen eintrichtern wollten, sondern nur einen Gedanken hatte: seine Flucht.

Otim spricht anders als andere ehemalige Kindersoldaten über seine Gefangenschaft. Aus ihm sprudeln dann nicht der Schrecken, der Horror, die Fassungslosigkeit. Otim ist reflektiert, ordnet ein, erklärt. Wenn er von Initiationsritualen erzählt, schiebt er erläuternd nach: Damit will die LRA ihre Kindersoldaten indoktrinieren. Wenn er berichtet, wie Deserteure getötet wurden, kommentiert er: Das sei eine bewusste Strategie, um andere vom Weglaufen abzuhalten.

Das ist die Geschichte, die er für sich geschrieben hat, die ihn antreibt und nach vorn blicken lässt: von einem Jungen, den seine Entführung nur stärker machte und der es aus eigener Kraft schaffte bis an den Internationalen Strafgerichtshof.

Der Aufstieg

Wenn Lily nicht auch noch entführt worden wäre, Ongwens Cousine. Wäre dann alles anders gekommen? Sässe Ongwen dann heute vielleicht nicht in einer Zelle in Den Haag?

Lily ist 14. Sie hat ein ebenmässiges Gesicht und ein schönes Lächeln. Joseph Kony stellt ihr nach, zwingt sie bald, seine «Ehefrau» zu werden.

Manchmal begegnen sich Lily und Ongwen im Camp. Er trägt noch keine Waffen, sondern Töpfe und Pfannen, ein Packesel für die Kommandanten.

Die beiden haben kaum Zeit, um miteinander zu sprechen. Lily macht es kurz, sagt, sie wolle fliehen. Ongwen redet es ihr aus. Sie werden uns alle umbringen.

Durch Lily wird Joseph Kony auf Ongwen aufmerksam, auf den Cousin seiner neuen Frau. Und als Ongwen sich dann auch noch im Kampf beweist und den Anführer durch seine Tapferkeit beeindruckt, entwickelt sich eine enge Freundschaft zwischen beiden. Kony nennt Ongwen «Schwager», weiht ihn in geheime Militäroperationen ein, von denen die anderen Kommandanten nichts wissen. «*Good fighting*», lobt er ihn einmal über Funk. 2004 gibt er Ongwen den Oberbefehl über eine der Brigaden, die sich schon bald einen Namen macht.

Im Mai 2004 überfallen sie das Dorf Lukodi und ermorden mindestens 69 Menschen. Zehn Tage später wird Ongwen zum Colonel ernannt. Eine erfolgreiche Attacke, ein höherer Rang. So geht Beförderung im Busch.

Die Flucht

Flucht ist keine Wahl, sagt Jimmy Otim. Es ist eine Gelegenheit, die sich ergibt – oder eben nicht.

Für ihn selbst kommt sie nach neun Monaten Gefangenschaft, im Jahr 1997, nahe der sudanesischen Grenze. Mitten in der Nacht wird seine Einheit angegriffen. Ein Kreuzfeuer, die beste Gelegenheit zur Flucht. Im Chaos läuft Jimmy weg, versteckt sich im Busch. Aus der Ferne hört er seine Einheit. Aber er bleibt ganz still, bis zum nächsten Morgen, bis sie weg sind.

Dann macht er sich auf den Weg. Tagelang irrt Jimmy umher, ohne zu essen. Bei jedem Rascheln im Gehölz pocht sein Herz. LRA-Einheiten erschossen abtrünnige Soldaten sofort. Aber auch die Regierungssoldaten töten oft Deserteure. Irgendwann, er ist schon ganz geschwächt, stösst er auf einen Garten. Eine Frau und ihr Mann graben gerade nach Maniok. Als sie ihn sehen, dreckig, in zerrissenen Fetzen, wollen sie erst wegrennen. Jimmy ruft: Bitte, helft mir! Er beginnt zu weinen und zu bitten, helft mir, bringt mich irgendwo hin, wo ich hingehen kann. Sie lassen sich erweichen.

Nach neun Monaten rechnet niemand mehr mit seiner Rückkehr. Viele Kindersoldaten werden mit gemischten Gefühlen von ihren Heimatgemeinden empfangen. Den Jungs schreit man oft «Mörder» nach, den vergewaltigten Mädchen «Huren». Otim hat Glück. Seine grosse Familie macht ihm keine Vorwürfe, sondern schliesst ihn in die Arme. Fast hat seine Mutter schon angefangen, die Trauerriten für ihn vorzubereiten.

Normalerweise verbringen die Kindersoldaten einige Zeit in den Rehabilitation Centers, wo sie therapeutische Unterstützung bekommen. Auch Jimmy bleibt ein paar Tage dort, aber das Zentrum ist überlaufen. Er hat keine Lust auf Therapiesitzungen mit 500 Leuten, er will zurück nach Hause. Und: in die Schule. Ich war der Beste in der ganzen Region, sagt Otim. Obwohl ich so viel verpasst hatte. Niemand konnte glauben, dass ich neun Monate in Gefangenschaft war. Mit Selbstdisziplin und Motivation kann er sich beweisen, dass sie ihm nicht sein Innerstes genommen haben, dass er immer noch derselbe ist.



«I am the boss»: Rebellenführer Joseph Kony mit seinen bewaffneten Kindersoldaten. Friedrich Stark/Imago



Verletzt, aber entkommen: Kinder, die aus den Fängen der Lord's Resistance Army fliehen konnten, werden in ein Spital gebracht. Chris Steele-Perkins/Magnum Photos/Keystone

Der Leibwächter

Wenn Dominic Ongwens Leibwächter Sam* von ihm spricht, benutzt er vor allem ein Wort: *lovely*. *A lovely man, a lovely commander, just lovely*. Mit 14 Jahren ist er selbst von Ongwens Trupp verschleppt worden. An die erste Begegnung mit ihm erinnert sich Sam noch gut. Ongwen ist Mitte zwanzig, hochgewachsen, die Haare trägt er in kurzen Dreadlocks. Ein Mann, der eine natürliche Präsenz hat, die Autorität eines Anführers. Keiner, gegen den die Soldaten meutern, wie es anderen Kommandanten in der LRA passiert. Ongwen liebt seine Männer, und sie lieben ihn. Sam beobachtet, wie er mit seinen Männern ums Feuer sitzt, wie er mit ihnen scherzt und lacht. Wenn sie verletzt sind, verbindet er ihre Wunden, und wenn sie sterben, sinnt er auf Rache. Ongwen ist mehr Vater als General, sagt Sam.

Ongwen weiss, was es bedeutet, Kindersoldat zu sein. Aber Mitgefühl zeigt er nicht. Nachts werden Sam und zehn andere Jungen aneinandergefesselt. Sie weinen, weil sich das Seil ins Fleisch gräbt. Wer sich ein Vergehen zuschulden kommen lässt, wird ausgepeitscht, bis zu 100 Schläge, bei 47 verliert man meist das Bewusstsein. Einmal, sagt Sam, hat ein Mädchen versucht zu fliehen. Sie lag am Boden, wir mussten so oft auf sie drauftreten, bis sie gestorben ist.

Sam ist immer an Ongwens Seite, das ist sein Job als Leibwächter. In der LRA beginnt der Tag mitten in der Nacht, gegen vier Uhr morgens. Sobald es hell ist, heisst es wachsam sein, über dem Blätterdach kreisen die Helikopter, Späher der Regierung. Nachts aber ist die Stimmung ausgelassen. Die Frauen stellen die Töpfe aufs Feuer, der Geruch von gekochtem Maniok zieht durchs Lager. Untertags marschiert der Trupp kilometerweit durch den Busch. Sam und Ongwen gehen nebeneinander her. Sam ist stolz, Ongwens Leibwächter zu sein. Er ist stolz, dass ihm ein Kommandant so aufmerksam zuhört. Stolz, dass er seinen Besitz tragen darf: die grünen Uniformen, die Patronen, die Waffen. Er will so sein wie Ongwen. «Ich bin ein grosser Mann», sagt Ongwen manchmal zu Sam. «Ich werde dich auch zu einem grossen Mann machen.» Sam ist nicht sicher, ob das nur ein Witz ist, aber er vergisst es nicht. Ongwen sagt, er wolle ihn zur Schule schicken, nach Juba oder Kenia; dass das ein leeres Versprechen ist, weiss Sam da noch nicht.

Er liebt es, zu kämpfen. Er liebt es, weil Ongwen es liebt. Mein Lehrer, fragte er ihn, kann ich mitkommen? Da lacht Ongwen und klopft ihm auf den Rücken und sagt: Klar, komm mit! Sam fühlt sich gut, richtig gut.

Vor einem Angriff gibt es immer unterschiedliche Anweisungen – von den Geistern. Mal heisst es, alle Männer sollen Armbänder aus Bananenfasern tragen. Oder mit drei vollen Magazinen losziehen. Oder nichts plündern. Nur zwei Befehle bleiben immer gleich: nicht hinknien, nicht hinlegen. Nur rennen. So stürmen sie auf die Dörfer zu, schreien vulgäre Beleidigungen, je mehr Lärm, desto Furcht einflössender.

Ongwen rennt immer voran. Der Hass auf die Regierungssoldaten treibt ihn an, sagen seine Untergebenen. Wenn sich die Gelegenheit ergibt, foltert er seine Gegner. Liegt einer der Regierungssoldaten auf dem Boden, schießt er ihm in Arme und Beine. Dann zieht er weiter durch die brennende Baracke und kommt erst zurück, wenn der Soldat genug gelitten hat. Zu den Zivilisten sei er nicht so grausam gewesen, sagt Sam. Als zwei seiner Männer einen geisteskranken Mann töten, verprügelt er die beiden höchstpersönlich.

Was war der Sinn der Überfälle? Da müsst ihr Ongwen fragen, sagt Sam. Sein eigenes Ziel ist: plündern. In den Quartieren der Regierungssoldaten

finden sich Delikatessen: Kekse, Limonade, Rind, Hühnerleber. Zu Hause bei den Eltern gab es diesen Luxus nur selten. Auch die Uniformen der toten Gegner nimmt sich Sam, oft blutig und mit Einschussloch, aber immerhin. Er hat fast jede Woche eine neue Uniform.

Kampf mit dem Stif

Vor seiner Entführung wollte Jimmy Otim Arzt oder Anwalt werden oder etwas anderes Renommiertes. Doch als er nach Uganda zurückkommt, ist der Wunsch auf einmal weg. Er glaubt, dass das Land jetzt etwas anderes braucht. Er will auf seine Art gegen die LRA kämpfen. Immer wenn er von einem Angriff auf ein benachbartes Dorf hört, fährt er mit dem Fahrrad dorthin und fragt nach Details, um das Verbrechen zu dokumentieren: wie viele Getötete, wie viele Verletzte, wie viele Entführte, unterteilt nach Geschlecht und Alter.

Otim ist da 15. Ein Junge mit einem Notizblock, der die Arbeit eines Bürokraten macht. Er geht zur Schule, studiert. Mit der Dokumentation macht er weiter. Irgendwann arbeitet er sogar für die Menschenrechtsorganisation Human Rights Watch, seine Arbeit spricht sich rum. Auch der Internationale Strafgerichtshof wird auf ihn aufmerksam. Als er sein Studium abschliesst, hat er drei Jobangebote. Er kann Polizist werden, Verwalter – oder Praktikant beim IStGH. Du spinnst, sagen seine Freunde, du hast einen festen Job in Aussicht, geh zur Regierung! Jimmy Otim steigt in den Flieger nach Den Haag.

Der Sturz

Während Jimmy Otim aufsteigt, geht es für Ongwen bergab. Was genau im Busch passiert, ist schwer zu rekonstruieren. Joseph Kony wird immer unberechenbarer, paranoider. Überall wittert er Verschwörungen und Anschläge auf sein Leben. Selbst hohe Kommandanten sind vor ihm nicht sicher. So wie Vincent Otti, die Nummer 2 in der LRA. Otti war die treibende Kraft hinter den Friedensgesprächen von 2006 bis 2008 zwischen der LRA und der ugandischen Regierung in Juba, im Sudan. Kony sieht darin wohl Verrat. Zeugen sagen vor Gericht, sie hätten nur von weitem Schüsse gehört, und das war es dann für Otti. Ab da, sagt der Zeuge P-233, vertraute Kony niemandem mehr, und alle Kommandanten hatten Angst vor ihm.



Joseph Kony (Mitte) auf dem Weg zu Friedensverhandlungen, die letztlich scheiterten. Adam Pletts/Getty Images

Immer wieder machen Gerüchte die Runde, Ongwen würde fliehen wollen. Blödsinn, sagt seine Cousine Lily. Ongwen war loyal. Andere Kommandanten seien eifersüchtig auf ihn gewesen. Doch zumindest der Vorwurf scheint Ongwen nervös zu machen. John Baptist Odama, der Erzbischof von Gulu, trifft ihn im November 2008. Er versucht, die Rebellen zu Friedensgesprächen zu bewegen. Ongwen habe ihm nur eine Frage gestellt. Was passiert mit uns, wenn wir uns ergeben?

Das müsst ihr mit der Regierung klären, sagt Odama. Zu dem Zeitpunkt liegt ein Haftbefehl des IStGH gegen fünf ranghohe LRA-Führer vor – auch gegen Ongwen.

Ein Kommandant will Ongwen zur gemeinsamen Flucht überreden, so sagt er es zumindest später vor Gericht aus. Ich kann nicht, habe ihm Ongwen gesagt, es gibt einen Prozess gegen mich.

Im Jahr 2012 gelingt der US-amerikanischen NGO Invisible Children eine virale Internetkampagne: «KONY 2012». In einem halbstündigen Video schildert sie die Verbrechen der LRA und ruft dazu auf, den brutalen Rebellenanführer Kony zur Verantwortung zu ziehen.



KONY 2012

Eine emotional aufgeladene Kampagne. Die Interviews mit Opfern und die Bilder von Kindern, die sich nachts vor der LRA auf der Strasse verstecken, gehen um die Welt. Promis wie Oprah Winfrey und Rihanna unterstützen die Kampagne, das Video hat bis 2018 über 100 Millionen Klicks. Der Druck auf die LRA wächst. Die EU sagt finanzielle Unterstützung zu, die USA schicken Spezialeinheiten nach Uganda, die der Regierung bei der Suche nach Kony helfen sollen. Doch sie finden ihn nicht, Joseph Kony ist bis heute auf der Flucht.

Unter welchen Umständen Ongwen schliesslich die LRA verlässt, ist nicht ganz klar. Angeblich befiehlt Kony, ihn zu töten. Der Soldat, der den Befehl ausführen soll, so erzählt man sich, ist sein Freund und verhilft ihm zur Flucht. Sein Anwalt sagt, er habe sich acht Tage lang durch kaum passierbares Terrain gekämpft. Andere berichten, Ongwen sei nach einem Gefecht festgenommen worden.

Sicher ist nur, dass er im Januar 2015 in der Zentralafrikanischen Republik aufgegriffen wird, von der Seleka, einer anderen Rebellenarmee. Sie übergeben Ongwen an US-Truppen vor Ort. In einem Interview mit lokalen Journalisten gibt sich Ongwen selbstsicher. Er sei ein freier Mann, sagt er. Zu dem Zeitpunkt hofft er wohl auf die Amnestie, wie sie schon Tausende andere LRA-Kämpfer bekommen haben. Viele ehemalige Kommandanten mittleren und höheren Ranges leben unbehelligt in Norduganda. Doch für Dominic Ongwen kommt es anders. Er ist einer der wenigen LRA-Anführer, die vor Gericht kommen.

Am 17. Januar 2015 steigt er in Bangui in eine Maschine, die ihn nach Den Haag bringt. Dort beginnen die Vorbereitungen für den Prozess, der am 6. Dezember 2016 eröffnet wird und sich über Jahre hinziehen wird.

Es soll einer der grössten Prozesse am Internationalen Strafgerichtshof werden. Kriegsverbrechen, Verbrechen gegen die Menschlichkeit, sieben Anklagepunkte, so viele gab es nie zuvor. Es geht nicht darum, ob Dominic Ongwen gut oder böse ist, sagt die Chefanklägerin bei der Eröffnung. Sondern darum, ob er schuldig ist.

* Name geändert

Wie der Prozess verläuft, wie die Verteidigung agiert, wie die Reaktionen in Uganda darauf sind, warum auch diese Verhandlung vor dem Internationalen Strafgerichtshof so lange dauert – all das lesen Sie morgen im zweiten Teil dieser Reportage.



Sieht so ein brutaler Schlächter aus, der Babys ins Feuer wirft? Dominic Ongwen am 6. Dezember 2016 vor dem Internationalen Strafgerichtshof in Den Haag. Peter Dejong/AFP/Getty Images

Plündern, töten, ausrotten – ein Kinderleben

Noch nie hat es am Internationalen Strafgerichtshof einen Prozess gegen einen ehemaligen Kindersoldaten gegeben. Wie kann jemand Täter sein, der doch selbst ein Opfer war? Und warum ist dieser Fall für das Gericht so wichtig? Teil II/II.

Von Elsbeth Bräuer und Minh Thu Tran, 07.11.2018

Dieses Gericht wird nicht entscheiden, ob Dominic Ongwen gut oder böse ist, auch nicht, ob er Mitleid verdient, sondern ob er sich der schweren Verbrechen schuldig gemacht hat, die er als Erwachsener begangen hat und für die er hier angeklagt ist.

Eröffnungsstatement der Chefanklägerin, 06.12.2016.

Der Prozess beginnt

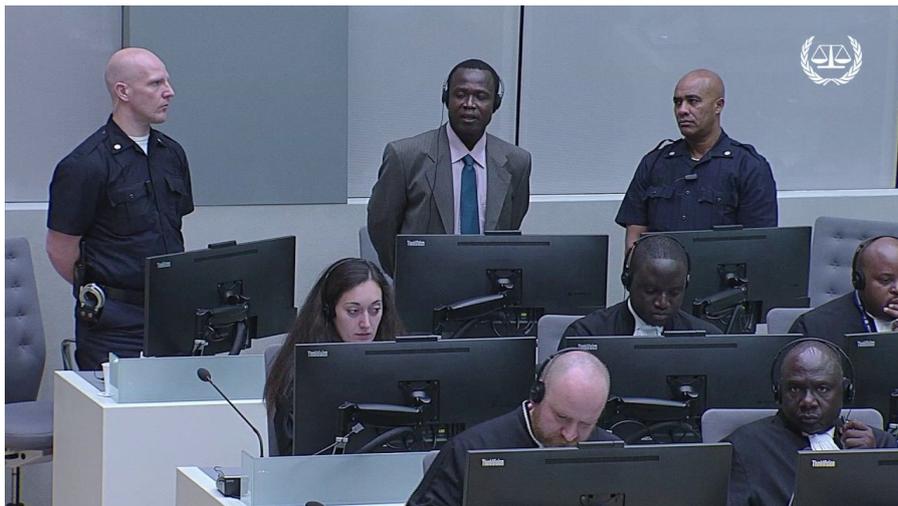
Den Haag, 6. Dezember 2016: Dominic Ongwen sitzt hinter seinen Anwälten. Er ist 41, wirkt aber jünger, ein mittelgrosser Mann mit weichen, ebenmässigen Gesichtszügen. Er trägt einen locker sitzenden Anzug, ein rosafarbenes Hemd und eine blaue Krawatte. Er sieht nicht aus wie ein Mensch, der einer Frau in den Rücken sticht, weil sie die falsche Frisur hat. Wie einer, der lacht, wenn er erzählt, wie viele seine Brigade getötet hat. Aber wie soll so jemand schon aussehen?

Richter Bertram Schmitt: Sie sagen, Sie verstehen die Anklage nicht. Können Sie sich daran erinnern, Folgendes gesagt zu haben, ich zitiere: «Dass ich die Anklageschrift gelesen und verstanden habe»?

Dominic Ongwen: Ich habe die Anklageschrift verstanden. Aber ich verstehe die Anklagepunkte gegen mich nicht. Die LRA [Lord's Resistance Army] hat in Norduganda schreckliche Verbrechen begangen, und ich bin ein Opfer dieser Verbrechen. (...) Im Namen Gottes bestreite ich all diese Anklagepunkte im Hinblick auf den Krieg in Norduganda.

Richter Bertram Schmitt: Sie plädieren also auf nicht schuldig in allen Anklagepunkten, nehme ich an.

Dominic Ongwen: Ja.



161206 Dominic Ongwen Morning Charges

Ein Fall wie kein anderer

Einen Fall wie den von Dominic Ongwen hat es noch nie gegeben am Internationalen Strafgerichtshof (IStGH). Zum ersten Mal steht ein ehemaliger Kindersoldat vor Gericht, zum ersten Mal umfasst ein Fall sieben Anklagepunkte, und zum ersten Mal wird jemand eines Verbrechens bezichtigt, das an ihm selbst begangen wurde: Rekrutierung und Einsatz von Kindersoldaten.

Dass Täter auch Opfer sind, kommt vor Gericht häufiger vor: der Drogendealer aus zerrütteten Familienverhältnissen, das Missbrauchsoffer, das selbst missbraucht. Doch selten sind die Fälle so spektakulär wie der von Dominic Ongwen. Er ist zwar nur für Verbrechen angeklagt, die er im Erwachsenenalter begangen haben soll. Und doch wirft der Prozess grundlegende Fragen auf: Ist einem Kind, das schwer traumatisiert ist und ständig Gewalt erfährt, der Weg vorgezeichnet? Hat man als Kindersoldat überhaupt eine Wahl? Was macht einen zu dem, der man ist?

Für Dominic Ongwens Verteidiger ist die Sache klar. «Schlechte Umstände schaffen schlechte Menschen», sagt er vor Gericht. Krispus Ayena Odongo und sein Team wollen beweisen: Ongwen ist kein Täter, sondern ein Opfer.



Die ugandische Armee hat in einem Rebellenlager Kindersoldaten gefunden und bringt sie in ein spezialisiertes Traumazentrum (1997). Chris Steele-Perkins

Nach einem Verhandlungstag im März 2017 muss Ayena Odongo erst mal Frust ablassen. Der Verteidiger, ein untersetzter Mann mit Glatze und gutmütigen Augen, ist sauer. Stundenlang hat heute ein ehemaliger LRA-Kämpfer vor Gericht ausgesagt. «Dominic Ongwen hat entsetzliche Dinge getan. Er hat Zivilisten Schlimmes angetan.» Der Verteidiger fragt ihn entnervt: «Also wollten Sie nur herkommen und dem Gericht schlechte Dinge über Ongwen erzählen. Ist das korrekt?»

Die Tür zum Besprechungsraum stösst er heftig auf, setzt sich breitbeinig auf den Stuhl wie ein Cowboy. Die Anklage sei befangen, schimpft er, mit dem Fall Ongwen wolle sich das Gericht nur profilieren.

Ayena Odongo provoziert gern. Er sagt Dinge wie: «Ich verabscheue den Internationalen Strafgerichtshof.» Oder: «Ich würde sogar den Teufel verteidigen, wenn er zu mir käme.» Vieles an ihm scheint wie ein Klischee aus einem TV-Gerichts-drama: die Lederschuhe mit Schlangemuster, die dramatischen Pausen, wie verächtlich er über die Anklage spricht. Er hat die LRA in den Friedensverhandlungen vertreten, dort lernte er Ongwen kennen. Ongwen wird dem Anwalt später sagen, dass Gott ihm im Traum erschien und ihm sagte: Lass dich von Ayena Odongo verteidigen.

Der setzt auf eine kühne Strategie: Nötigung. Wenn Ongwen Verbrechen begangen hat, dann stets unter Zwang, sagt die Verteidigung. «Wenn dir jemand eine Pistole an den Kopf hält und dich zwingt, jemanden zu töten, dann musst du das tun», sagt Ayena Odongo. Genauso sei es bei Ongwen gewesen, über zwanzig Jahre hinweg. Als er Kommandant war, war da

vielleicht keine körperliche Gewaltandrohung mehr im Spiel – aber sehr wohl eine spirituelle. In der LRA glaubte man, der Rebellenführer Kony sähe und wüsste alles. Die Gehirnwäsche einer Terrormiliz.

«Aber wie überzeugt man die weissen Richter, dass ein Afrikaner an so etwas glaubt?», fragt Ayena Odongo. Und lässt einen Vorwurf anklingen, den man dem IStGH öfter gemacht hat: Es stehe für eine rassistische, koloniale Justiz.

Und es stimmt ja: Auf der Anklagebank landen meist afrikanische Angeklagte. Spöttisch bezeichneten afrikanische Politiker den IStGH schon als «Internationalen Kaukasischen Gerichtshof», als «Spielball untergehender Imperialmächte» oder als «Haufen nutzloser Leute». Dabei lässt sich der Vorwurf des Rassismus nicht halten. Viele afrikanische Länder haben die Fälle selbst an den IStGH übergeben. Die Chefanklägerin Fatou Bensouda ist Gambierin, und am Strafgerichtshof sind viele afrikanische Mitarbeiter angestellt.

Unter Druck

Im Jahr 2002 nahm der Internationale IStGH in Den Haag seine Arbeit auf: ein ständiges Gericht, nicht für einen bestimmten Konflikt zuständig, sondern für Gräueltaten in aller Welt. Damit sich nicht wiederholt, was schon so oft geschehen ist: dass geplündert, gefoltert, getötet wird, dass ganze Ethnien oder Glaubensgemeinschaften ausgerottet werden, von Deutschland bis Ruanda.

Vor allem geht es um Verbrechen gegen Zivilisten: Völkermord, Kriegsverbrechen oder Verbrechen gegen die Menschlichkeit – systematische Attacken gegen Zivilpersonen. Der IStGH wird aktiv bei Verbrechen, die ein einzelner Staat nicht verfolgen kann oder will.

Doch die Bilanz ist mager. Seit der IStGH vor sechzehn Jahren seine Arbeit aufnahm, hat er in nur sechs Fällen Urteil gesprochen. Auf der Anklagebank sassen schon kongolesische Warlords oder Islamisten aus Mali. Der Ex-Milizenführer Jean-Pierre Bemba wurde erst wegen Kriegsverbrechen verurteilt, dann im Berufungsverfahren freigesprochen.

Das Gericht leidet unter seinen Geburtsfehlern: Es hat keine eigene Polizei und ist bei seinen Ermittlungen oft von lokalen Machthabern abhängig. Kritiker behaupten, der IStGH verfolge lieber Rebellengruppen als Regierungen, die weiter fest im Sattel sitzen. Und lieber Schwarze als Weisse. Denn bisher sassen vor allem Afrikaner auf der Anklagebank. Auch deshalb drohten Länder wie der Senegal und Nigeria schon mit dem Austritt.

Grossmächte wie die USA, Russland und China haben das Gründungsstatut nie ratifiziert. Besonders die Trump-Administration stört sich an dem Gericht. Noch im September 2018 drohte der Nationale Sicherheitsberater John Bolton dem IStGH mit Sanktionen. Das Gericht ermittelt aktuell in Afghanistan. Es geht um Kriegsverbrechen von Taliban, aber auch um Foltervorwürfe gegen US-amerikanische Soldaten. «Der ICC ist für uns gestorben», sagte Bolton. Auf Englisch heisst der Gerichtshof International Criminal Court.

Die Anklagebehörde steht unter Druck. Eineinhalb Jahre lang präsentiert sie akribisch neue Zeugen, neue Beweise für Ongwens Schuld. Für sie steht fest: Als Kommandant war Ongwen unabhängig. Er traf seine eigenen Entscheidungen. Der höhere Rang bedeutete, dass er Befehlsgewalt über seine Soldaten hatte und sie ihm Bericht erstatteten. Manchmal vergingen Jahre, ohne dass er seinen Vorgesetzten Kony zu Gesicht bekam. Er handelte also nicht ständig aus Not und aus Angst vor physischer Gewalt

heraus. Die Anklage sagt, Ongwen hätte seine Soldaten einfach zur nächsten Militärbaracke führen und die Waffen niederlegen können. Er hätte genug Gelegenheiten zur Flucht gehabt. Wenn es so vielen Kindersoldaten gelang, zu entkommen, warum sollte es dann einem Kommandanten nicht möglich sein?

Zeugen der Anklage

Mehr als 6000 Kilometer von Den Haag entfernt. In Gulu, einer Stadt im Norden Ugandas, macht sich Jimmy Otim an einem Montagmorgen im Mai 2018 auf zu einer «Mission», wie er sagt. Auch er war Kindersoldat bei der LRA. Heute arbeitet er für den Internationalen Strafgerichtshof. In Jeans und rosa Poloshirt steigt Otim in das Einsatzauto. Der weisse Landrover rattert über die Strassen, bald wird der Staub ihn rot färben. Es geht nach Pajule, in eines der Dörfer, die besonders unter den Angriffen der LRA gelitten haben.



Public Viewing: In Pajule, im Norden Ugandas, wird der Prozess gegen Dominic Ongwen verfolgt. Elsbeth Bräuer und Minh Thu Tran

Norduganda ist ländlich geprägt. Viele Menschen hier leben vom Ackerbau. Nur wenige Haushalte haben Strom und fliessend Wasser, geschweige denn Fernsehen und Internet. Zum Prozess in Den Haag können die wenigsten anreisen. Der IStGH organisiert deshalb Screenings, Video-Übertragungen. «Damit bringen wir den Gerichtssaal, der so weit entfernt ist, vor ihre Haustüren», sagt Jimmy Otim.

Bürgerrechtlerinnen protestieren, das genüge nicht. Sie fordern, dass der Prozess in Uganda stattfindet, näher an den Menschen, an den Opfern. Das gehe aus Sicherheitsgründen nicht, entgegnet der IStGH. Und weil die Gerichtssäle in Uganda oft technisch schlecht ausgestattet seien.

In Pajule läuft fröhliche ugandische Popmusik. Frauen und Kinder warten im Ortszentrum, nach und nach kommen die Bauern mit Spaten und Spitzhacke vom Feld. Otim schleppt mit seinem Fahrer Sixpacks Softdrinks, hilft beim Anwerfen des Generators. Unter dem Mangobaum steht ein

Flachbild-Fernseher. Hier wird es die nächsten 45 Minuten um Paragrafen und Schuldfähigkeit gehen.

Audio

Der IStGH tut viel, um die Bevölkerung über den Ongwen-Fall auf dem Laufenden zu halten. Laut Gerichtshof verfolgten etwa 13'000 Menschen den Prozessauftakt bei den Screenings, mittlerweile sei das Interesse zurückgegangen. Es gibt Radio- und Fernsehsendungen, einen Whatsapp- und SMS-Service. Eine gute Sache, finden viele. Nicht ganz uneigennützig, sagen andere. Sie halten die Übertragungen für einen geschickten PR-Stunt, in dem sich der Strafgerichtshof als nahbar inszeniert, als Kämpfer für die Gerechtigkeit.

Jimmy Otim ist in Pajule ganz der Pressesprecher. Aber die Freundlichkeit wirkt nicht professionell-aufgesetzt. Er kennt viele Leute persönlich, begrüßt sie jovial mit Handschlag. Dazwischen klingelt immer wieder sein Handy. «Das ist beruflich, da muss ich rangehen», sagt er, nicht ohne Stolz. Ein Interviewtermin um 14 Uhr beim Radiosender Gulu FM, dann ploppt bei Whatsapp eine Nachricht auf, ein Briefing für die IStGH-Mitarbeiter in Kampala kommende Woche.

Jimmy Otims Vergangenheit kennen die meisten hier nicht. «Ich erzähle es den Leuten nicht», sagt er, «sonst würden sie sich nur auf meine persönliche Geschichte konzentrieren und nicht auf den IStGH.» Nein, die Arbeit bringe bei ihm fast nie Erinnerungen hoch. Die Dinge seien im Langzeitgedächtnis, und dort hätten sie ihren Frieden gefunden.

Nicht allen geht es so. Viele Opfer der LRA sind von den Ereignissen traumatisiert. Manche haben den Angriff überlebt, um sich später in den Tod zu trinken. Wer keine Therapie macht, dem kann das Trauma auch Jahre später noch genauso den Boden unter den Füßen wegziehen wie kurz nach dem Angriff. Zusammengebrochen ist beim Screening noch niemand, sagt Otim. Aber man sehe an ihren Gesichtern, wie sehr es die Leute berührt.

Während der Übertragung ist es still. Als das Handy einer Frau klingelt, werfen die anderen ihr böse Blicke zu. Die Dorfbewohner schauen konzentriert auf den kleinen Flachbildschirm – vor allem, wenn Dominic Ongwen erscheint. Viele Opfer sehen ihn zum ersten Mal im Fernsehen, da er bei einigen Angriffen nicht am Tatort war.

Warum trägt so einer einen feinen Anzug, werden viele nachher fragen. «Zu essen bekommt er offenbar genug, sogar einen Fernseher hat er in Den Haag», sagt eine Frau, Verachtung in der Stimme. Steht das einem Häftling zu? «Früher», sagt eine andere, «da brachte man Mörder nach Kampala, verband ihnen die Augen und tötete sie mit einem Schlag in den Nacken.»

Der IStGH kennt keine Todesstrafe. Die Höchststrafe ist dreissig Jahre Gefängnis, in besonders schweren Fällen auch lebenslang. Die bisherigen Strafen fielen nicht sehr hoch aus. Thomas Lubanga, Anführer einer kongolesischen Miliz, die Kindersoldaten rekrutierte, bekam vierzehn Jahre Haft. Germain Katanga, Komplize bei Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit: zwölf Jahre. Ahmad al-Faqi al-Mahdi, Zerstörung von Weltkulturerbe-Stätten in Mali: neun.

Nach der Übertragung lässt sich Jimmy Otim ein Mikrofon geben. Die Leute haben viele Fragen. Meistens sind es dieselben: Warum steht Ongwen vor Gericht, obwohl er als Kind entführt wurde? Welche Beweise gibt es? Am Anfang musste Otim noch erklären, was der IStGH ist. Mittlerweile wissen manche Bewohner hier aus dem Stand heraus, dass man gerade beim 52.-

Zeugen der Anklage ist. «Warum dauert der Prozess so lange?», fragt eine Frau. «Mit der Gerechtigkeit ist es so wie mit dem Kochen», antwortet Otim, «ihr seid hungrig, ihr wollt essen, aber ihr müsst das Fleisch trotzdem gut durchkochen, sonst wird das nichts.»

Komplexe Fälle, wenig Geld

Eine halb gare Antwort. Denn selbst Experten, die dem Gericht nahestehen, finden, der IStGH arbeite ineffizient. Die Verfahren sind langwierig und teuer. Der Bemba-Prozess zog sich über acht Jahre hin, nach seiner Verurteilung gab es ein Berufungsverfahren und dann doch einen Freispruch. Die Ineffizienz am IStGH hat nicht nur, aber auch mit dem Budget zu tun. 147 Millionen Euro beträgt das Jahresbudget 2018.

Finanziert wird das Gericht vor allem von seinen Mitgliedsstaaten. Doch trotz zunehmender Ermittlungen bekommt es nicht proportional mehr Geld. Der Rechtsexperte Stuart Ford hat untersucht, wie viel nationale Gerichte in Westeuropa und den USA für vergleichbare Ermittlungen ausgeben. Sein Fazit: Ihnen stehen zehn- bis hundertmal mehr Ressourcen zur Verfügung als dem IStGH – und das, obwohl er in schwereren und komplexeren Fällen ermittelt.



Traumaverarbeitung: Zeichnung eines Kindes, das die grausamen Szenen beschreibt, die es erlebt hat. Alvaro Ybarra Zavala/Getty Images



Opfer der Lord's Resistance Army warten auf Prothesen, die ihnen angepasst werden. Aufgenommen 2008 in der ugandischen Stadt Lira. Peter van Agtmael/Magnum Photos/Keystone

An der Aufklärung des Falls der über der Ostukraine abgeschossenen MH17-Maschine arbeiteten mehr als 1300 Mitarbeiter. Beim IStGH bestehen die Ermittlerteams aus maximal 35 Personen. Aus Kostengründen nutzt das Gericht nur zwei der drei Gerichtssäle in Den Haag gleichzeitig. Das Gericht will sparen. Dabei kostet allein die Sicherheitsverwahrung für eine Handvoll Angeklagter laut «Journalists for Justice» etwa 2,5 Millionen Euro pro Jahr.

Geld, das die Opfer der LRA dringend brauchen könnten. Rund fünfzehn Jahre nach der Tat sind die Gemeinden von Pajule, Lukodi, Odek und Abok immer noch wirtschaftlich schwer getroffen. In den Angriffen haben sie alles verloren: ihr Vieh, ihre Häuser. Weil sie die hohen Schulgebühren für ihre Kinder nicht mehr bezahlen konnten, mussten viele davon die Schule abbrechen. Viele hungern nur noch herum, sagen die Alten, sind aggressiv und trinken und sehen keinen Sinn im Leben.

Wie viel die über 4000 Opfer bei einem Schuldspruch gegen Ongwen jeweils bekommen werden, ist noch unklar. Im Katanga-Fall gab es eine Entschädigung von 250 Dollar – zusätzlich zu kollektiven Reparationen wie Hilfe bei der Schulbildung oder Jobsuche. Für viele ein Schlag ins Gesicht, nachdem sie so viele Jahre auf ein Urteil gewartet hatten.

Wie beweist man ein Kriegsverbrechen?

Hat Ongwen die Angriffe auf Lukodi, Pajule, Odek und Abok geplant und angeordnet? Das zu beweisen, ist keine leichte Aufgabe. Denn die Verfahren am IStGH sind viel komplizierter als ein einfacher Mordprozess. Oft liegen die Verbrechen schon lange zurück: Im Fall Ongwen sind es vierzehn, fünfzehn Jahre. Viel Beweismaterial ist bis dahin vernichtet. Dazu kommt, dass die

Tatorte in weit entfernten Ländern liegen, in denen der Gerichtshof bei der Recherche auch von Dritten abhängig ist.

Im internationalen Strafrecht verfolgt man nicht den Täter mit blutigem Messer in der Hand, sondern Diktatoren, Warlords, Generäle. Sie begehen Verbrechen im grossen Stil – aber oft nicht persönlich. Manchmal ordnen sie sie an, manchmal lassen sie ihre Untergebenen einfach gewähren. Wer die Taten nicht verhindert oder die Täter nicht nachträglich bestraft, kann trotzdem haftbar gemacht werden.

«Vorgesetzten-Verantwortlichkeit» nennt sich das – und auch die ist schwer zu beweisen. In den wenigsten Fällen werden Befehle dokumentiert. Gegen Ongwen hat die Anklage immerhin abgefangene Funksprüche in der Hand: Er erstattete oft Bericht an seine Vorgesetzten, wenn auch in Codesprache.

«Wir gehen zum Garten des Zuckerrohrs» hiess etwa «Wir überqueren jetzt den Fluss». Doch um die Befehlskette nachzuzeichnen, muss man die Strukturen in der LRA verstehen. Wanderten Befehle von oben nach unten, sodass der mit dem höheren Rang verantwortlich ist? Oder war die LRA chaotischer, widersprüchlicher, glich mehr einer Gang als einer Armee, in der Befehle schon mal eine Hierarchieebene überspringen konnten? Selbst Ongwens Leibwächter Sam, der ständig an seiner Seite war, weiss nicht, ob Ongwen aus eigenem Antrieb handelte oder seinerseits unter Zwang Befehle ausführte.

Und dann ist da noch die Sache mit den Zeugen. 69 erschienen für die Anklage in Den Haag. Nach vierzehn Jahren erinnern sich diese natürlich nicht mehr an alles. Während einer Attacke hat man Dringenderes zu tun, als sich die Zahl der Angreifer zu merken. Bei Überlebenden des Massakers kommt noch das Trauma dazu. Das macht etwas mit der Erinnerung.

Oft wird, bei einem so hohen Stresslevel, das Ereignis vom Kontext abgespalten: von Zahlen, Daten, Fakten. Man erinnert sich zwar noch an das Blut, die Angst, den Horror. Aber Angriffe überlappen sich im Gedächtnis, die Zeugen verwechseln Orte und Namen. Die Verteidigung nutzt das aus.

Immer wieder stellen Ongwens Anwälte Detailfragen, die auf den ersten Blick absurd wirken: Wie lang war der Fluss? Wie weit waren die Dörfer voneinander weg? Die Zeugen haben darauf meist keine Antwort.

Was den Prozess noch komplizierter macht, ist die Frage der Schuldfähigkeit. Wusste Ongwen, was er tat? Sein Anwalt will Ongwens psychische Verfassung zum Tatzeitpunkt zum Thema machen. Damals war er schwer traumatisiert, litt unter Depressionen, behauptet die Verteidigung. Doch kann man das glauben?

Eine, die es nicht tut, ist Catherine Abbo. Die ugandische Psychiaterin und Trauma-Expertin hat für die Anklage ausgesagt und monatelang Hunderte Dokumente ausgewertet: Aussagen von Ehefrauen und Weggefährten, Videos von Ongwens Verhalten vor Gericht. Puzzleteile seiner Psyche.

Abbo zeichnet das Bild eines intelligenten Mannes voller Energie, sie nennt ihn «*highly functioning*» in allen Lebensbereichen: im Kampf, in der Vorbereitung darauf, im Umgang mit seinen Soldaten und Frauen. Wäre er schwer depressiv gewesen, wäre er dazu nicht in der Lage gewesen. Nein, er habe Gewalt nicht wahllos angewendet. Sondern geplant und gezielt. Ongwen sei sich seiner Umgebung stets bewusst gewesen. Im vollen Besitz seiner geistigen Kräfte.

Kriegsbeute: Frauen

Vergewaltigung, sexuelle Sklaverei, Zwangsehen, erzwungene Schwangerschaft: Zum ersten Mal spielen auch diese Verbrechen eine grosse Rolle in einem Prozess am IstGH. Für die LRA sind die Dörfer eine nie versiegende Quelle an Frauen. Sie werden als «Ehefrauen» an Kommandanten gegeben. Alle Kommandanten haben mehrere Frauen. Aber Ongwen mag sie besonders jung, sagt ein Zeuge vor Gericht.



Auf dem Schulweg: Mehr als 30 Minuten sind diese Mädchen unterwegs von ihrem Versteck nahe der Stadt Gulu. Wie 20'000 andere Kinder wagen sie es nicht, in Gulu zu schlafen, zu gross ist die Angst, von der LRA entführt und als Sexsklavin missbraucht zu werden (2005). Per-Anders Pettersson/Getty Images

Die Zeugin mit der Nummer [P-0101] flehte Ongwen an, sie nicht zu vergewaltigen. Ongwen sagte zu ihr: «Hast du diese Waffe gesehen? Wenn du dich weigerst, hier zu schlafen, wirst du schon sehen, was passiert.» Gemeinsam mit seinen Leibwächtern hielt Ongwen sie nieder und vergewaltigte sie. Sie weinte. Ihre Kleidung war voller Blut. Es war ihr erstes Mal.

Etliche Frauen haben Ongwen der Vergewaltigung beschuldigt. Und manche lieben ihn.

Agnes aber ist 31 Jahre alt und wohnt am Strassenrand von Gulu. Eine schüchterne Frau, man muss sie bitten, fürs Aufnahmegerät lauter zu sprechen. Das ganze letzte Jahr suchte Agnes vergeblich nach einem Job. «Ongwen schickt dir sicher Geld», spotteten die Leute.

In ihrer kleinen Strohhütte hat Agnes auf dem Tisch ihren Lebensunterhalt ausgebreitet: Ketten aus bemaltem Papier, die sie für weniger als 50 Cent auf dem Markt verkauft. An der Wand hängt ein gerahmtes Foto ihrer drei Kinder, zwei Mädchen, ein Junge, er heisst Ongwen. Sie wünscht sich, dass ihr Mann eines Tages zu ihr zurückkommt. Sie hat ihn nicht mehr gesehen, seit sie im Busch bei einem Angriff getrennt wurden.

Agnes' Ehe beginnt mit einer Vergewaltigung, irgendwann im Jahr 2003. Es ist gleich nach dem Abendessen mit Kony, als Ongwen sie holen lässt. Die 17-Jährige weiss, was das heisst. Sie schüttelt den Kopf, «Ich komme nicht mit», sagt sie zu dem Boten. Ongwen schickt einen anderen Mann, und danach noch einen und noch einen. Zuletzt kommt eine Gruppe Soldaten mit Stöcken. Agnes hat Angst. Ein Mann wie Ongwen schickt nicht mehrmals nach einer Frau. Aber als sie in seiner Hütte eintrifft, ist er nicht wütend, sondern freundlich. Er tröstet die weinende junge Frau. So ist das eben bei der LRA, erklärt er. Wenn ein Mädchen in die Familie eines Kommandanten aufgenommen wird, wird sie eines Tages seine Frau. «Sei ein gutes Mädchen», sagt er, «dann lasse ich dich irgendwann frei.»

Agnes befolgt die Regeln. So überlebt man in der LRA. Morgens bringt sie Ongwen Zahnpasta, Zahnbürste, Wasser für sein Bad, danach Tee. Gemeinsam bereiten die Frauen das Essen vor. Ongwen liebt Erbsen mit Sesampaste und Maniok. Abends lässt er oft nach Agnes schicken, diesmal ohne Soldatentrupp. Er schlägt sie nicht, sie sprechen über alte Zeiten.

Eine Geschichte aus seiner Kindheit erzählt Ongwen besonders gern: Als er sechs Jahre alt war, spielte er mit einem Mädchen in einer Bananenplantage und setzte sich angeblich in den Kopf, mit ihr zu schlafen. Die Mutter des Mädchens ertappte die nackten Kinder in flagranti und nannte ihn von da an jedes Mal ihren Schwiegersohn. Agnes kichert, wenn sie davon erzählt.

Irgendwann verliebt sie sich in Ongwen. Besonders, als sie seine Kinder auf die Welt bringt. Kony selbst sucht den Namen für die erste Tochter aus, und Ongwen ist bei jeder Geburt im Busch mit dabei. Andere Kommandanten lassen ihre Frauen danach oft frei. Ongwen nicht. Ein Zeichen, dass er sie liebt, findet Agnes. Ständig ist sie umgeben von bewaffneten Soldaten. Beschützt, sagt Agnes, nicht bewacht. Erst bei einem Angriff der Regierung im Sudan wird das Paar getrennt. Agnes wird zurück nach Uganda gebracht.

Schiefe Gerechtigkeit?

Agnes versteht nicht, warum ausgerechnet ihr Mann verfolgt wird. Was ist mit anderen hohen Tieren in der LRA, und was ist mit den Soldaten der Regierungstruppen? Auch sie haben in Norduganda Verbrechen begangen: vergewaltigt, getötet, sogar Kindersoldaten eingesetzt. Im Krieg gibt es immer zwei Seiten, und beide sind selten anständig. Ein Grundproblem der internationalen Justiz: Weil die Gerichte die Unterstützung der Akteure brauchen, die den Krieg gewonnen haben, verfolgen sie oft nur die schwächere Seite.

Der Fall Uganda wirft wie kein anderer unangenehme Fragen auf: Warum hat der IStGH nur LRA-Kommandanten angeklagt? Wie nah ist er eigentlich den Machthabern? Und ist das, was er da betreibt, eine Siegerjustiz?

Erst hiess es aus dem IStGH, die Verbrechen der LRA seien schwerer als die der Regierungssoldaten. Dann: Es gäbe nicht genug Beweise. Dabei kommen die Grausamkeiten der Regierungssoldaten sogar während des Prozesses gegen Ongwen zur Sprache. Ein Mann gibt zu Protokoll, dass er beim Angriff auf Pajule von der LRA entführt wurde. Nach seiner Flucht stellte er sich den Regierungssoldaten. Doch statt ihm zu helfen, folterten ihn diese drei Wochen lang in einem dunklen Raum, weil sie seine Geschichte nicht glauben wollten. Selbst dann nicht, als lokale Behörden sie bestätigten.



An der Macht: Kindersoldaten, die in der National Resistance Army gekämpft haben, an der Verteidigung von Yoweri Museveni als Staatspräsident (1986). Er hatte als Chef der Widerstandsarmee den Sturz seiner Vorgänger Milton Obote und Tito Okello erzwungen. William Campbell/Syigma/Getty Images

Verantworten werden sich die Soldaten des ugandischen Präsidenten Yoweri Museveni wahrscheinlich nie. Es ist ein wunder Punkt am IStGH. Für viele ist das Image des unabhängigen, gerechten Strafgerichtshofes am Bröckeln. Kritiker attackieren seine Glaubwürdigkeit und damit auch seine Daseinsberechtigung. Es ist mehr als zehn Jahre her, dass der damalige Chefankläger in einer gemeinsamen Pressekonferenz mit Präsident Museveni ankündigte, in Uganda zu ermitteln. Aber die Mitarbeiter sind immer noch kurz angebunden, wenn man sie auf das PR-Desaster anspricht.

Fakt ist: Wie bei allen Ermittlungen ist der IStGH von anderen abhängig. Er hat keine eigene Polizei, kein eigenes Militär. Er ist abhängig davon, ins Land einreisen zu können, Ermittlungen durchzuführen, abhängig vom Schutz der örtlichen Polizei – angewiesen auf die Gunst der Regierung. In Uganda ist das Präsident Museveni, seit über dreissig Jahren an der Macht. Auch im Ongwen-Fall kooperierte der IStGH mit der Regierung: nahm Hilfe in Anspruch, um Beweise zu sammeln und Zeugen zu schützen. Mittlerweile ist die Beziehung zu Museveni deutlich abgekühlt. Aber das Gericht braucht immer noch das Wohlwollen der ugandischen Regierung.

Die Zeugin

Grace* aus Lukodi hat sich ein neues Leben aufgebaut. Vierzehn Jahre ist es her, dass die Rebellen ihre Tochter in die Flammen warfen, dass Ongwen ihr mit einem Bajonett in den Rücken stach und sie gleich an zwei Kommandanten übergab. Mittlerweile arbeitet sie in einem Coiffeursalon, hat geheiratet und zwei weitere Kinder. Als die Ermittler vom Internationalen Strafgerichtshof in ihrem Dorf nach Zeugen suchen – 2015 muss das gewesen sein –, sagt sie gegen Ongwen aus.

«Aber da», sagt Grace, «fingen die Probleme erst an.»

Seither wird sie drangsaliert. Einmal folgten ihr sechs fremde Männer auf der Strasse, hielten sie fest, schlugen ihr in den Rücken und riefen: «Du bist die, die ausgesagt hat, dass Ongwen ins Gefängnis soll!»

Eigentlich achtet der IStGH sehr genau auf den Schutz seiner Zeugen. Sie machen ihre Aussagen oft in nicht öffentlichen Sitzungen, bekommen Pseudonyme, Gesichter und Stimmen werden verzerrt. Doch vor Ort ist der Zeugenschutz schwierig. Der IStGH arbeitet mit lokalen Behörden zusammen – und kann sich nicht überall auf die verlassen. Etwa in Kenia und im Kongo, wo man gegen Regierungsmitglieder ermittelte. In Uganda ist die Sicherheitslage besser. Doch die Polizei ist schwach, gerade auf dem Land. Dort spricht es sich schnell herum, wenn jemand Kontakt zum IStGH aufnimmt.

Seither hat Grace Angst. Sie sagt, die Polizei nimmt sie nicht ernst. Die Beamten seien genervt davon, dass sie schon mehrere Anzeigen erstattet hat. Und auch der IStGH wolle sie nicht schützen. Die Mitarbeiter hätten versprochen, ihr die Miete zu zahlen, damit sie sich eine Wohnung in Kampala leisten kann, wo sie keiner kennt. Doch daraus sei nie etwas geworden. Inzwischen ist sie schon viermal umgezogen, meidet öffentliche Veranstaltungen, sieht sich auf der Strasse nach Angreifern um.

«Vielleicht wird es besser, wenn Ongwen verurteilt wird», sagt Grace. «Vielleicht auch nicht.» Nach einem Hinweis der Republik hat sich der IStGH mit ihr in Verbindung gesetzt. Das Gericht will sich zu ihrem Fall nicht äussern.

Was bleibt

Einmal im Jahr fliegt Jimmy Otim nach Den Haag. In seinen wild bedruckten Shirts besucht er Teammeetings, scherzt mit Kollegen. In den Pausen telefoniert er mit seiner Frau in Uganda, die vor kurzem ihr drittes Kind zur Welt gebracht hat. Traumata und Depressionen? Keine da, sagt Otim, nie gewesen. Seine Vergangenheit, seine Taten, die Toten hat er in seinem Hinterkopf begraben.



Jimmy Otim vor dem Gebäude des Internationalen Strafgerichtshofes in Den Haag. Paul Schirnhofner

Zur selben Zeit sitzt Ongwen im Gerichtssaal III. Es ist nicht leicht für ihn, so weit weg von der Heimat, sagt sein Anwalt. Eine Zeit lang sei er depressiv gewesen. Am 5. Dezember 2016, nur einen Tag vor Beginn, wollte die Verteidigung den Prozess deswegen sogar verschieben. Einmal habe Ongwen einen Hungerstreik begonnen. Später soll er gedroht haben, sich umzubringen.

Mittlerweile geht es Ongwen besser. Seit inzwischen über drei Jahren sitzt er ein im Detention Center in Den Haag. Mit dem Auto sind es vier Minuten bis zum Strafgerichtshof. Seine Zelle ist einfach, aber ordentlich: ein Bett, Bücherregale, Waschbecken, Toilette. Es gibt eine Bücherei, einen Fernsehraum, ein Fitnesscenter. In seiner Freizeit spielt er Fußball und Klavier. Gut drei Stunden pro Monat darf jeder Häftling nach aussen telefonieren.

Ongwen versucht das nachzuholen, was er im Leben verpasst hat. Er hat mittlerweile Englisch gelernt, kann mit Computern umgehen. Er betet täglich, hat zwei Rosenkränze. Als ihn der Erzbischof von Gulu besucht, bittet er ihn, ihn zu segnen. Er schreibt an einer Autobiografie. «Würden Sie das an seiner Stelle nicht auch tun?», fragt sein Anwalt. Wie ein Verleger, der auf einen jungen Schriftsteller stolz ist. Wenn der Prozess vorbei ist, will

Ongwen zu seiner Familie zurückgehen und mit ihr gemeinsam sein Land bestellen.

Falls er zurückkehren darf. Viele Prozessbeobachter sind sich sicher: Ongwen wird verurteilt werden. Dass er als Kind von den Rebellen entführt wurde, dürfte in der Frage nach Schuld oder Unschuld juristisch keine Rolle spielen. Höchstens falle die Strafe dadurch milder aus.

Jimmy Otim weiss noch nicht, was er nach dem Prozess machen wird. Nach so vielen Jahren Arbeit hat er erst einmal genug vom IStGH.

Und von Ongwen? So viele Tage hat er den Prozess beobachtet, hat sich mit Ongwens Leben und seinen Verbrechen beschäftigt, seine Verteidiger und seine Opfer kennengelernt. Was würde er Ongwen sagen, wenn er ihn treffen würde?

Jimmy Otim überlegt nur kurz. «Du hast Glück. Du bist am Leben.»

* Name geändert

Zu den Autorinnen

Minh Thu Tran und Elsbeth Bräuer besuchten die Deutsche Journalistenschule in München – und waren Banknachbarinnen, als die Idee für diese Geschichte entstand. Beide arbeiten heute als freie Journalistinnen in München und Köln.

Dialog mit der Redaktion

Haben Sie Fragen? Anregungen? Kritik? Lob? Die Autorinnen und Autoren nehmen Ihre Rückmeldungen gerne entgegen. [Hier geht es zum Dialog mit der Redaktion.](#)